

Thüringer Literaturpreis 2025



v. l.: Die Preisträgerin Emma Braslavsky mit Staatssekretär Prof. Dr. Steffen Teichert und Jörg Klinge, Geschäftsführer der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, Foto: Lisa Bönsel, TMBWK

Thüringer Literaturpreis 2025 für Emma Braslavsky

Die Schriftstellerin Emma Braslavsky ist die Preisträgerin des Thüringer Literaturpreises 2025. Staatssekretär Prof. Dr. Steffen Teichert (Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur) verlieh gemeinsam mit dem Geschäftsführer der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen Jörg Klinge den mit 12.000 Euro dotierten und alle zwei Jahre vom Freistaat Thüringen, der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen und dem Thüringer Literaturrat vergebenen Preis am 5. September 2025 im Kultur: Haus Dacheröden in Erfurt. In der Begründung der unabhängigen Jury heißt es:

Die in Erfurt geborene und weltkundige Autorin Emma Braslavsky erhält den Thüringer Literaturpreis für ihr bisheriges umfangreiches literarisches Lebenswerk, das sich mit den großen Themen der Gegenwart auseinandersetzt. Schon ihr in Erfurt spielender Debütroman »Aus dem Sinn« (2007) zeigte sie ebenso wie ihr in Westthüringen angesiedelter zweiter Roman »Das Blaue vom Himmel über dem Atlantik« (2008) als eine meisterhafte Humoristin mit geschärftem Blick auf die Gegenwart und mit bemerkenswertem Tiefgang. In dem 2016 erschienenen Abenteuerroman »Leben ist keine Art, mit einem Tier umzugehen« se-

ziert Emma Braslavsky das von kleinen bis mittelpmächtigen Verlogenheiten geprägte Leben einer Mächtigkeits-Weltverbesserin und eines als Feministen getarnten chauvinistischen Sexisten. In ihrem vierten 2019 erschienenen Roman, »Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten«, lotet die Autorin im Genre des Kriminalromans die zugespitzten und problematischen Verhältnisse im Berlin des Jahres 2060 aus: Ein Robotik-Unternehmen stellt künstliche Partner:innen her. Auch hier zeigt sich Braslavskys Stärke in einer Kombination aus Ironie und einer Prise schwarzem Humor.

Folgerichtig setzte sich Emma Braslavsky mit dem Thema Künstliche Intelligenz noch einmal gründlich in ihrer weltweit bekannten und grandios verfilmten Erzählung »Ich bin dein Mensch« auseinander, in der sich eine Paartherapeutin in einen KI-generierten Mann verliebt. Ihr zuletzt erschienener Roman »Erdling« führt in autofiktional-spielerischer Weise sowie als dystopischer Deutschland-, Bildungs- und Heimatroman vor, welche Kraft dem Erzählen und Wissen als Möglichkeitsraum innewohnt.

Emma Braslavsky hat sich in ihren Romanen und in Erzählungen und Hörspielen sowie anderen Formaten – wie mit ihrem Bruder in der Hörcomicserie »Agent Zukunft« – unermüdlich und konsequent mit den Versionen der vergangenen, heutigen und der kommenden Zeit auseinandergesetzt und für ihr literarisches Werk bereits zahlreiche Preise und Auszeichnungen erhalten. Mit ihrem »neuen Realismus« (Maike Albat), der die Gegenwart seziert und in ein neues Licht stellt, zählt sie zu den derzeit stärksten Stimmen in der Gegenwartsliteratur. Ihre Texte sind im besten Sinne politisch und im Gespräch. Mehr noch reagieren sie auf die aktuellen und drängenden Gegenwartsdiskurse und hinterfragen sie auf eine kreative und konstruktive Weise.



Bettina Baltschev, Foto Lisa Bönsel, TMBWK

Bettina Baltschev

Laudatio auf Emma Braslavsky

Liebe Emma Braslavsky,
Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freundinnen und Freunde,

wir haben uns hier eines schönen Anlasses wegen im prächtigen Haus Dacheröden versammelt und wer von uns gebürtige oder wenigstens zugezogene Thüringerin oder auch Thüringer ist, der darf in einer ruhigen Minute gern einmal darüber sinnieren, ob und wie sehr sie oder er sich eigentlich als »Durchschnittsdeutscher« fühlt. Denn auch wenn Emma Braslavskys Werk zuletzt oft von humanoiden Robotern und Außerirdischen handelt und ihre Geschichten hin und wieder in fernen Galaxien oder doch wenigstens auf ihrem Heimatplaneten Berlin spielen: Thüringen hat seinen Platz in diesem Werk. Und zwar unter anderem, wenn die Autorin in ihrem Roman »Erdling« einen gewissen Dr. Odemar Müller auftauchen lässt. Der ist Kon-

zernchef eines Vereins mit dem hoffnungsvollen Namen »Gesellschaft für Allgemeine Verbrüderung« und er ist, jetzt kommt's, ein »Kulturimport aus Thüringen und Stereotyp des Durchschnittsdeutschen«, wie es da heißt. Damit wird dieser Mann übrigens als kompletter Gegenentwurf einer anderen, ganz und gar nicht durchschnittlichen Thüringerin beschrieben, um die sich in diesem wunderbar verrückten Roman alles dreht: Sahra Wagenknecht. Die stammt bekanntlich aus Jena und wurde – zumindest im Roman – vermutlich von Außerirdischen entführt. Das jedenfalls glaubt ihr Mann Oskar Lafontaine und beauftragt deshalb Emma Andreas Erdling, sie zu suchen. Die nimmt ihren Auftrag so ernst, dass sie nicht nur in der irdischen Gegenwart, sondern sowohl im Berlin der 1920er Jahre als auch auf diversen Planeten unterwegs ist, zusammen mit der charmant überirdischen Angelika, die alle Schleichwege des Universums kennt. Sie können mir noch folgen?

Wem jetzt schon der Kopf schwirrt, dem sei versichert, dieses Schwirren ist Programm. Wem nach der Lektüre von Emma Braslavskys Büchern der Kopf nicht schwirrt, der hat sie entweder nicht richtig gelesen oder nicht richtig verstanden. Denn ihre Bücher sind anspruchsvoll. Sie erfordern eine erhöhte Aufmerksamkeit. Sie sind experimentell, überraschend, im besten und allerfreundlichsten Sinne durchgeknallt. Sie sind auf manchmal erschreckende, aber immer bewundernswerte Weise hell-sichtig, weitsichtig, sinnlich und klug. Sie überschreiten nicht nur Grenzen von Zeit und Raum, sie sprengen sie auch. Und zwar so glaubhaft, dass man sich durchaus die Frage stellen darf, wie kommt die Frau dazu? »Wo ich bin, ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich«, so erklärt die bereits erwähnte überirdische Reiseleiterin Angelika im Roman »Erdling« einmal das fünfte Gesetz im Quantenuniversum. Und ich glaube, dieses Gesetz trifft auch auf das Braslavsky-Universum zu. Denn wer Bücher schreibt, die auf allen drei Zeitebenen gleichzeitig spielen, der denkt und lebt vermutlich auch auf ihnen.

Wenn man nun etwas naiv und uninformiert davon ausgeht, dass die Vergangenheit vor der Gegenwart und die Gegenwart vor der Zukunft liegt – seit ich Emma Braslavskys Bücher gelesen habe, bin ich mir da nicht mehr ganz sicher – so liegt die frühe Vergangenheit der Schriftstellerin hier in Erfurt. 1971 in dieser Stadt geboren und aufgewachsen, hätte ihr Leben in der kleinen und überschaubaren DDR ebenfalls klein und überschaubar verlaufen können. Doch die Umstände etwas komplizierter Familienbande führten sie zunächst an einen Ort, der für DDR-Verhältnisse alles andere als klein und überschaubar war und ihr eine veritable Wahlfamilie erschloss, in der zumindest dem Denken und Fühlen keine Grenzen gesetzt waren: das Ti(c)k-Jugendtheater unter der Leitung von Renate Lichnok und Karl-Heinz Krause, ein Vorläufer des heutigen stadtbekannten Erfurter Theaters »Die Schotte«. Die Abkürzung Ti(c)k stand damals für »Theater im Kultur- und Freizeitzentrum«, ein Prestigeobjekt am Moskauer Platz mit großem Saal, Bibliothek, Eisdiele und einem Studiotheater, in dem Emma Braslavsky in Frank Wedekinds »Frühlings Erwachen« die Martha spielte. Ich erwähne das, weil ich Emma Braslavsky dort das erste Mal begegnet bin. Ich bin am Moskauer Platz aufgewachsen und habe »Frühlings Erwachen« sicher sechs oder sieben Mal gesehen. Hingerissen von der Aura der jungen Schauspielerinnen und Schauspieler bin ich schließlich selber bei der Truppe Lichnok/Krause gelandet, weshalb es mir übrigens heute auch eine besondere Ehre ist, diese Laudatio zu halten. Emma Braslavsky spielte aber nicht nur Theater, sie tanzte darüber hinaus im Nationaltheater Weimar und schrieb zusammen mit Freundinnen erste Geschichten. Und vielleicht waren es ja auch diese Erfahrungen des künstlerischen, des freien und offenen Ausdrucks, die sie so mutig werden ließen, im Frühsommer 1989 nach Ungarn zu reisen, um dort eine sehr massive und greifbare Grenze zu sprengen, die doch lange als unsprengbar galt, die zwischen der östlichen und der westlichen Hemisphäre. Und dann gab es diesen Moment auf der bundesdeutschen Botschaft in Wien, in dem plötzlich alles möglich erschien. Denn den von

der DDR ausgestellten Personalausweis hatte Emma Braslavsky verloren und sie hätte sich komplett neu erfinden können. Ein Schlüssel-moment, eine, wie sie selber einmal sagte »quantenmechanische Superposition, in der ich alles hätte sein können«. Sie blieb schluss-endlich Emma Braslavsky, aber eine bessere Initiation für eine Schriftstellerin lässt sich kaum vorstellen.

Dass die massive Systemgrenze einige Mo-nate später in sich zusammenfallen würde, das konnte selbst die junge Emma nicht ahnen.

Ihre Fähigkeit in die Zukunft zu blicken, war 1989 wohl noch nicht völlig ausgereift, was logisch ist, wenn man gerade mal 17 ist und bis dahin in einem Land gelebt hatte, in dem die Zukunft der Vergangenheit doch sehr stark ähnelte. Aber den Raum zu sprengen, dafür war sie nicht zu jung und tat es in den nächs-ten Jahren umso ausführlicher. So verbrachte Emma Braslavsky bald viel Zeit an allen mög-lichen Orten dieser irdischen Welt, unter an-derem in München, Rom, New York, Moskau, Ho-Chi-Minh-Stadt und Tel Aviv. Dazu kam ein Studium der Russistik, Italianistik und der Südostasienwissenschaften. Dazu kamen Reisen bis nach Sibirien und China. Dazu kam die Ehe mit einem israelischen Künstler, dazu kam eine Tochter, dazu kam die Arbeit unter anderem als Kuratorin, Netzmuseumsdirekto-rin und Dozentin. Ich zähle das alles nicht auf, um Bewunderung für die Schriftstellerin zu er-reichen, das natürlich auch. Ich zähle das alles auf, weil ich glaube, dass hier die Quellen des umfassenden Weltwissens, mit dem die Bü-cher Emma Braslavskys durchzogen sind, lie-gen. Vielleicht kann man ferne und utopische Welten ja erst wirklich erobern und schätzen, wenn man die eigene Welt gut kennt, sie in all ihren Varianten und mit eigenen Augen gese-hen und erlebt hat, bis ins Privateste hinein. Und wenn man dabei zu der Erkenntnis kommt, dass die Gemeinsamkeiten zwischen den vermeintlich Fremden viel größer sind als die Unterschiede.

Dass »Aus dem Sinn«, das literarische Debüt von Emma Braslavsky, dann doch erst einmal in der Heimatstadt Erfurt spielt, tut dieser These keinen Abbruch. Denn bevor man als Schriftstellerin in die Weiten von Raum und Zeit aufbricht, kann es nicht schaden, sich erst einmal der Herkunft zu versichern, die sich bei Emma Braslavsky aus einer eindrücklichen Mischung von sudetendeutsch-katholischen und schlesisch-protestantischen Vorfahren zusammensetzt.

In »Aus dem Sinn« erfahren wir einiges davon und der Abschnittsbevollmächtigte heißt si-cher nicht ganz zufällig Karlheinz Krause, siehe oben. Wenn aber im selben Roman gleich zu Beginn die Uhr des Erfurter Doms explodiert und ein Physiker eine »kurzzeitige Raum-Zeit-Verschiebung« als mögliche Ursache aus-macht, könnte man schon hellhörig werden. Auch im nächsten Roman »Das Blaue vom Himmel über dem Atlantik« sind Zeit und Ort noch recht naheliegend. Hier wird ein Tag im westlichen Thüringen des Jahres 1982 be-schrieben, eine Familiengeschichte, in der sie-ben Geschwister ihre Mutter zu Grabe tragen. Doch bereits in »Leben ist keine Art, mit einem Tier umzugehen« wird der erzählte Raum grö-ßer, reicht von Berlin bis nach Argentinien und auf eine bisher unentdeckte Insel.

Liest man schließlich den Roman »Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten«, liest man die Geschichte »Ich bin dein Mensch« und den be-reits erwähnten Roman »Erdling«, dann ist Emma Braslavsky endlich kein Raum mehr zu groß und keine Zeit mehr zu lang. Dann ver-lässt sie alle erwartbaren Pfade und nimmt ihre Leserinnen und Leser mit auf Achterbah-nen des Denkens, auf Loopings der Fantasie, auf Karussells der Weisheit, wie sie der Rum-mel auf dem Erfurter Domplatz, auf dem manche von uns süße Stunden der Kindheit verbracht haben, niemals hergegeben hat, hätte hergeben können. Denn dazu waren und sind die Fahrgeschäfte viel zu starr, viel zu hart und unverrückbar, während man bei der Lek-türe von Emma Braslavsky fluiden und flexi-blen Texten abhebt, ohne auch nur den Lesesessel verlassen zu haben.

Es ist natürlich eine Binsenweisheit, dass Kunst im Allgemeinen und Literatur im Besonderen genau das kann: einen in unbekannte Welten zu verfrachten, den Horizont erweitern, das Herz öffnen. Besonders und preiswürdig wird es aber, wenn die Literatur im Allgemeinen und die Literatur Emma Braslavskys im Besonderen es schafft, dass man sich als Leserin oder als Leser aus seiner eigenen Welt, wie man es heute gern barrierefrei formuliert, »abgeholt« fühlt. Wenn die beschriebene Wirklichkeit der eigenen so sehr ähnelt, dass der Abflug in unbekannte Welten einem plötzlich völlig logisch und selbstverständlich erscheint, dass das Gespräch mit einem Außerirdischen genauso nachvollziehbar wird wie die Liebe zu einem humanoiden Roboter. Man liest es begeistert und fragt sich, wie macht das diese Frau?

Sie macht es durch sehr, nun ja, lebensnahe Figurenzeichnung. Dabei sind es nicht nur, aber vor allem die von ihr erdachten Frauen, die einem im Gedächtnis bleiben, die echten genauso wie die künstlichen. So wird uns zum Beispiel in »Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten« die erste KI-Ermittlerin bei der Berliner Polizei mit folgenden Worten vorgestellt: »Roberta betrachtete ihr Spiegelbild. In ihrem Gesicht flackerte die diffuse bläuliche Neon-schrift des Spätis von gegenüber. Ihr Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig. Ihr Hals hatte Altersfalten, Jahresringe, die auf Lebenserfahrung hindeuten sollten. Sie nahm die perfekte Asymmetrie ihrer Brüste wahr, die linke Brust war etwas kleiner als die rechte. Bescheidene Speckrollen legten sich um die Hüften. Sie zupfte an ihrem brünetten Shag-Haarschnitt und ertastete die braunen Löckchen zwischen den Beinen, die als biblischer Busch nur vortäuschten, ein feuchtes Sakrament zu bewachen, sie schirmten eine Lust, die ihr nicht einprogrammiert war. Das Haar roch nach Paradichlorbenzol, das auch in Mottenkugeln enthalten ist. Roberta begriff, dass sie die dressierte Natürlichkeit einer gereiften Frau verkörperte, die nicht für die Liebe bestimmt war.« Ein Absatz nur und man kann sich schon ziemlich gut vorstellen, mit wem man es hier zu tun hat und wie komplex das

Verhältnis von Hubot und Mensch, von Technik und Gefühl sich gestalten wird. Allein hinter dem Halbsatz »die dressierte Natürlichkeit einer gereiften Frau« lässt sich die fragwürdige Weltanschauung der KI-Entwickler vermuten, deren Beschränktheit hier auf den Prüfstand gestellt wird. In der Geschichte »Ich bin dein Mensch« ist es wiederum die gereifte und menschliche Frau Alma, die versucht, mit dem Roboter Tom eine Liebesbeziehung zu führen. Alma steht eines Nachts im Traum vorm Spiegel und beschreibt wie Roberta, was sie sieht: »Sie betrachtet ihren Oberkörper von beiden Seiten und zieht ihre Schultern einige Male nach hinten. Am Bauch löst sich ein Stück Haut ab. Darunter kommt ein Teil ihrer Steuerung zum Vorschein, eine verletzte, mathematische Einheit, ein funkelndes Rechenzentrum, von dem sich Impulse durch ihren Körper und in alle Richtungen im Raum ausbreiten. Wie ein Stern funkelt sie. Alma blickt zu Tom, der entspannt auf dem Bett liegt, die Arme hinterm Kopf verschränkt hat und nickt. ›Du bist mein Mensch, Alma‹, sagt er. ›Ich bin dein Mensch‹, wiederholt sie. Und während Alma schläft, öffnen sich Toms Augen, er blickt sich um und zu Alma, er blinzelt, er fühlt sich okay. Er greift auf die Einstellungen seines neuen Betriebssystems zu und fährt die Alpha-Leistung auf 100 %.« Man liest es begeistert und fragt sich, wie macht das diese Frau?

Sie macht es nicht nur durch überbordende Fantasie, sondern auch durch kluge Gedankengänge, die die Funktion und Rolle dieser Fantasie ausweisen. Denn natürlich ist die anfangs erwähnte Thüringerin Sahra Wagenknecht im Roman »Erdling« nur das schillern-de Vehikel für eine viel größere und wichtigere Erzählung, die die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte nach ihren blinden Flecken befragt. Bei genauer Lektüre sind auch hier autofiktionale Züge zu erkennen, wenn auch sehr subtil, dafür um so klüger sortiert. So heißt es in »Erdling« einmal: »Ich verstand, dass ich im deutschen Weltall offenbar auch mich selbst und nicht nur Sahra entdecken konnte. Oder vielleicht sollte? War es das, was auch sie erkannt hatte? Führte dieser Mond

unsere Lebensspuren dichter zueinander? Oder war Sahra mein paradoxes Ich? War die radikale Kommunistin eine Alternative von mir, die ich durch meine jugendliche Rebellion gegen die pseudosozialistische Diktatur der DDR stillgelegt hatte? Dass ich ihr endlich auf die Spur gekommen war, irritierte mich auf einmal, denn ich war nicht mehr sicher, wieder in mein altes Leben zurückkehren zu wollen.« Man liest es begeistert und fragt sich, wie macht das diese Frau?

Sie macht es durch einen wunderbar lakonischen, oft ironischen und doch niemals zynischen Tonfall, der nicht davor Halt macht, die Grenzen der überlieferten Geschichte zu überschreiten und uns die Ikonen der deutschen Literatur von ihrer menschlichsten Seite zu präsentieren. In »Erdling« ist es unter anderem Thomas Mann, dem die Protagonistin Emma Andreas auf einer ihrer Zeitreisen an den Anfang des 20. Jahrhunderts auf einer Party begegnet. Da heißt es: »Den Typen in der weißen Baumwollunterhose glaubte ich sofort zu erkennen, wollte es aber erst nicht wahrhaben. Ich zögerte, ihn als Thomas Mann zu identifizieren, weil er in der öffentlichen Wahrnehmung immer nur ernst oder nachdenklich mit Zigarre in die deutsche Kulturerinnerungsmaschine eingegangen war, hier aber einen auf lustigen Draufgänger machte und sich nun, Liedchen trällernd, eines von Angelikas Spitzennachthemden anzog. Hier tobte der Mensch Thomas, hier tobte seine junge, von den Zeichen der Zeit und der Bildungsferne der meisten Leser schon belastete Seele.« Eine herrliche Passage, die übrigens die These von Tilmann Lahme bekräftigt, der in seiner im Frühjahr erschienenen Thomas-Mann-Biografie davon ausgeht, das ganze große Werk des Meisters sei eine einzige Sublimierung seiner nicht gelebten Homosexualität. Bei Emma Braslavsky darf der Meister völlig befreit im Negligé tanzen und insgeheim wünscht man Thomas Mann, es wäre wirklich so gewesen. Aber nun, vielleicht hätte er sich dann nicht den Literaturnobelpreis erschrieben.

Wie auch immer. Allein diese Szene ist ein überzeugendes Beispiel dafür, was Emma Braslavsky die überirdische Angelika aussprechen lässt, die ihren irdischen Begleitern und damit auch uns Leserinnen und Lesern erklärt: »Liebe Erdlinge, ich mag das Wort Lüge nicht. Es entspringt einem absolutistischen und ganz und gar unquantenphysikalischen Geist, der euch nicht gut zu Gesicht steht! Dass eine Lüge falsch sei, ist ein völlig unhaltbarer Satz! Falsch und richtig sind Kategorien aus der aristotelischen Weltsicht. Ja und nein, null und eins, alles aristotelisches Denken. Und sprich nicht von Wirklichkeit! Sag lieber: Wirklichkeiten. Und Wahrheiten. Und Wahrscheinlichkeiten. Dichtung ist das einzige Instrument, um unsere Wirklichkeiten in ihren immensen und wandelbaren Erlebnisräumen zu vermessen. Warum so schüchtern? Warum nur an Fakten hängen?

Fakten sind Wirklichkeit gewordene Wahrscheinlichkeiten, aber nur minimal und rein rechnerisch wahrer als erdichtete Wirklichkeiten. Warum lebt ihr auf so kleinem Raum?« Ja, warum eigentlich?

Diese Frage sollten wir uns unbedingt öfter stellen, denn sie könnte Anstoß sein, unseren irdischen und unseren geistigen Raum neu zu vermessen und zu erweitern. Diese Frage könnte Anstoß sein, scheinbar Undenkbares zu denken, scheinbar Utopisches wahr werden zu lassen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf den Kopf zu stellen. Und zwar einfach, weil wir es können, weil wir mit Hirnen ausgestattet sind, die viel mehr können, als wir ihnen tagtäglich abfordern und die die Konkurrenz der künstlichen Intelligenz wahrlich nicht fürchten müssen. Die Frage »Warum lebt ihr auf so kleinem Raum?« könnte Anstoß sein, endlich mutig zu werden, abenteuerlustig, neugierig und ungestüm statt sich mit dem Bekannten zufrieden zu geben und sich auf das Machbare zu beschränken.

Die Schriftstellerin Emma Braslavsky hat es vorgemacht. Sie hat schon den kleinen irdischen Raum, in dem sie aufgewachsen ist, früh verlassen und hat seitdem die Grenzen

des Erfahrbaren und Denkbaren immer wieder schreibend überschritten. Dieser Mut und diese Abenteuerlust haben ihr ein reiches und volles Leben beschert.

Uns Leserinnen und Lesern haben sie ein reiches, volles, im schönsten Sinne überirdisches und – da bin ich mir sicher – ausschließlich natürlicher Intelligenz entsprungenes, literarisches Werk beschert.

Liebe Emma Braslavsky, ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Thüringer Literaturpreis 2025 und möchte mit einem letzten Zitat aus »Erdling« schließen, dem ich mich voll und ganz anschließen kann: »Du nimmst es mit dunklen Mächten auf und kämpfst auf der richtigen Seite. Ich habe das Gefühl, ich kann dir vertrauen.« Vielen Dank!

Emma Braslavsky

Dankrede zum Thüringer Literaturpreis

Liebe Jury, ich bedanke mich für diese Auszeichnung.

Liebe Bettina, hab großen Dank für deine Laudatio.

Lieber Prof. Dr. Teichert,
lieber Herr Klinge,
lieber Herr Dietrich,

liebe Freundinnen und Freunde, ihr Lieben, dieser Preis ehrt mich, aber er fordert mich auch auf, über die Zukunft der Literatur zu sprechen als grundlegende öffentliche Praxis. Der Thüringer Literaturpreis ist mehr als eine Würdigung individueller schriftstellerischer Arbeit, ein Literaturpreis ist auch immer Bekenntnis zur Literatur als eine der wesentlichsten Errungenschaften in der Entwicklung der Menschheit.

Literatur steht für Erinnern und Wahrnehmen, für Spekulieren und Ausloten, im Ergebnis ist sie seit jeher als kollektives Sinnesorgan unsere stabilste Überlebensversicherung. Als Platon im PHAIDROS warnte, die Schrift, das Schreiben könnte die Menschen vergessen und verblöden lassen, konnte er sich nur auf wenige Schriften mit Wahrnehmungen und Erkenntnissen früherer Epochen stützen. Und wären Platons kritische Auseinandersetzungen nicht aufgeschrieben worden, könnten wir – heute – die wir erneut durch ein Nadelöhr umfassender technologischer und kognitiver Umwälzungen gehen –, keine Lehren daraus ziehen.



Emma Braslavsky, Foto Lisa Bönsel, TMBWK

Menschen sehnen sich nach Eindeutigkeit, – jedenfalls mindestens seit sie eine Weile bei Aristoteles campiert haben. Literatur aber lebt von der Unbestimmtheit, nicht synonym mit Ungenauigkeit, aber mit Vieldeutigkeit, sie atmet in der Polysemie, bietet eine mannigfaltige Projektionsfläche für dieses intime Verhältnis zwischen den unterschiedlichsten Lesenden und dem Text, in dem sich Literatur schließlich als persönliches narratives Hologramm in den inneren Augen entpuppen und vollenden kann. Sie scheint nur unbequem, dabei ist sie der geschmeidigste Crosstrainer

für komplexes Denken, damit erweist sie sich als Bedingung und Grundlage für demokratische Prozesse, damit wird Literatur zur Methode, dialektische Prozesse der Wirklichkeit zu verstehen und auszuhalten. Das ist nichts für Egomane und Mitläufer, für selbst ernannte Propheten und Führer, für Massenmenschen und Menschenmassen. Literatur ist der private öffentliche Raum, in dem wir Widersprüchlichkeiten nicht sofort in Parolen verwandeln können, in dem ein »Ich« lernfähig bleibt, weil es einem »Du« zuhört, einem »Ihr«, zuweilen auch einem Wald, einem Fluss, einer Maschine. Geschichten sind keine Dekorationen um Fakten herum, sie sind kognitive Werkzeuge, mit denen wir die Reibungen zwischen Erfahrung und Erwartung spüren. Sie schützen uns nicht vor Widerspruch, sie machen Widerspruch fruchtbar. Literatur erweist sich also als Hauptschlagader unserer kollektiven Wirklichkeitsarbeit und als Labor für mögliche Zukünfte.

Als Menschen begannen, ihre Geschichten nicht nur mündlich weiterzugeben, sondern aufzuschreiben, geschah etwas Evolutionäres: Das menschliche Bewusstsein verwischte die Grenzen seiner Sterblichkeit, es veränderte auch das Erzählen selbst. Schriftliche Literatur ermöglichte komplexe, durchkomponierte Handlungsbögen, sie öffnete überlebenszeitliche Panoramen und verschaffte uns neue Denkhorizonte. Schriftliche Literatur konnte die orale Formelhaftigkeit und Generalisierung ablegen und individuelle, nuancierte Charakterisierung entwickeln. Schrift befreite das Erzählen von Gedächtnisbeschränkungen. Das Werkzeug Schrift, das Schreiben hat uns nicht vergessen gemacht, Literatur wurde zum Dynamo unserer Spezies.

Dieser Sprung von der oralen zur literalen Kultur war mehr als eine technische Innovation. Erst die Möglichkeit, Gedanken zu verschriftlichen, zu überarbeiten, zu durchdenken, ermöglichte eine neue Komplexität des Denkens. Ein Gedicht kann hundertmal überarbeitet werden, ein philosophischer Dialog über Jahrzehnte reifen. Die Schrift befreite das Denken von der Flüchtigkeit des Augenblicks,

von den Grenzen unserer Merkfähigkeit, sie vergrößerte unser Gedächtnis zu einem übergenerationalen.

Erst durch Literatur wurde Kritik über Generationen hinweg möglich. Homer konnte Sophokles inspirieren, der wiederum Shakespeare beeinflusste, der Goethe prägte. Ein Gespräch über Jahrhunderte, in dem jede Generation die Fragen der vorigen aufgriff und weiterentwickelte. Literatur schuf ein kulturelles Kontinuum, das uns bis heute trägt, das uns bis hierher gebracht hat.

Von den ersten sumerischen Epen bis zu den Romanen unserer Zeit ist Literatur das Archiv menschlicher Erfahrung. Sie bewahrt nicht nur Fakten – das können Geschichtsbücher auch –, sondern die Art, wie Menschen fühlten, dachten, hofften und zweifelten. In den Dramen Shakespeares leben die Ängste und Ambitionen des elisabethanischen Zeitalters fort, in Fontanes Romanen das Lebensgefühl der Bismarck-Ära, in der zeitgenössischen Literatur unsere heutigen Verunsicherungen. Literatur erhebt eine Sprache für das, was keinen Lobbyverband hat: die Verwundbarkeit, unsere Verwundbarkeiten. In Geschichten dürfen Schwächen Namen haben. In ihnen bekommt das Unfertige eine Bühne. In ihnen tauchen auch die Schatten auf, die wir im Alltag gern aus dem Blick verbannen: die blinden Flecken in unserer Geschichte, die Gewalt in unseren Normalitäten, die Risse im eigenen Denken, die Wahrscheinlichkeiten, die nicht zu Fakten wurden. Literatur ist eine Schule der Menschwerdung.

Aber sie ist damit weit mehr als ein passives Archiv. Sie formt aktiv die Art, wie wir denken und empfinden. Wenn wir lesen, werden wir zu Co-Schöpfenden der erzählten Welt. Die Bilder müssen wir selbst erschaffen. Jeder lesende Mensch sieht Laßwitz' Numen vom Mars anders oder stellt sich Effi Briest auf seine Weise vor. Diese aktive Imaginationsarbeit trainiert Gehirnregionen, die beim passiven Konsum audiovisueller Medien ungenutzt bleiben. Mit jedem Buch vergrößert sich nicht bloß der eigene Horizont, die Wahrnehmung

der Wirklichkeit wird facettenreicher oder sagen wir: Die Welt, in der wir leben, wird reicher.

Das langsame, meditative Lesen zwingt uns zur Entschleunigung. Es fordert von uns, komplexe Gedankengänge zu verfolgen, Mehrdeutigkeiten zu erkennen und auszuhalten, zwischen den Zeilen zu lesen. Neurowissenschaftliche Studien belegen, was Leseratten und Bücherwürmer längst wussten: Regelmäßiges Lesen komplexer Texte entwickelt Empathie. Wer in die Gedankenwelt fiktiver Figuren eintaucht, trainiert die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen. Literatur macht uns menschlicher. Besonders wichtig in einer Zeit, in der die Komplexität der Welt scheinbar nur noch in Häppchen von 280 Zeichen abgehandelt wird. Literatur ist Widerstand gegen die Simplifizierung. Sie zeigt uns, dass die wichtigen Fragen des Lebens nicht in Schwarz und Weiß zu beantworten sind, sondern in unendlich vielen Schattierungen nebeneinander existieren.

Das macht Literatur zu unserem wichtigsten Labor für mögliche Zukünfte. Lange bevor Politik und Wissenschaften über gesellschaftliche oder technische Entwicklungen diskutieren, hat die Literatur sie oft schon durchgespielt. Denn was wir beobachten, ist nicht die Gesellschaft, den Menschen, die Natur selbst, sondern die Gesellschaft, den Menschen, die Natur, die unserer Methodik der Befragung ausgesetzt sind. Je versierter unser methodisches Instrumentarium, je breitgefächelter unsere Befragungen, desto näher kommen wir der Weisheit in unseren Entscheidungen.

Deshalb kann Literatur kein Luxus für Bildungsbürger sein. Sie ist nicht bloß das ultimative *survival toolkit* einer Gesellschaft, sie ist deren Fundament. Literatur ist universell, weil sie die Möglichkeit und die Pflicht hat, bis in den letzten Winkel unserer Welt vorzudringen, bis weit in den spekulativen Raum hinein. Wie würden allein Wissenschaft, Wirtschaft und Technik heute aussehen ohne die spekulative Literatur? Und dabei sind die meisten Literaturpreise für wissenschaftliche Phantasik

nicht einmal dotiert? Weltweit übrigens nicht. Auch der Hugo Award nicht. In der akademischen Forschung wurde spekulative Literatur lange Zeit kaum berücksichtigt und nicht ernst genommen. Ganz zu schweigen von den allgemeinen Literaturpreisen. Dabei kommt uns die technologische Entwicklung heute vor, als hätten die Tech-Firmen Gibsons NEUROMANCER oder Karel Čapeks RUR oder viele andere spekulative Werke als Vorlage für ihre Businesspläne genommen. Sollten wir Schreibern vielleicht dafür Lizenzgebühren rückwirkend einfordern?

Was wäre die Demokratie ohne literarische Spekulation? Orwells »1984« warnte vor dem Überwachungsstaat, als die Technologie dafür noch gar nicht existierte. Huxleys »Schöne neue Welt« durchdachte die Folgen genetischer Manipulation und konsumistischer Betäubung. Margaret Atwoods »Der Report der Magd« antizipierte den religiösen Fundamentalismus als politische Macht. Speculative oder auch Science Fiction ist angewandte Zukunftsforschung mit poetischen Mitteln. Und in der spekulativen Zukunft sehen wir oft erst deutlich, ob wir aus unserer Geschichte gelernt, also unsere Vergangenheit verstanden haben.

Am besten helfen uns dabei die ustopischen (also utopisch-dystopischen) Werke. Diese Literatur zeigt uns nicht nur, was schiefgehen könnte, sondern auch, was möglich wäre. Sie hält Träume wach, die sich später als prophetisch erweisen können. Und seien wir ehrlich: Wir leben immer in ustopischen Verhältnissen in jeder Gegenwart. Wir retten uns mit neuen Technologien in eine neue Zeit und kämpfen immer mit deren Kollateralschäden.

In Thüringen haben wir im 19. Jahrhundert ein besonders eindrucksvolles Beispiel für utopisch-visionäre Literatur: Kurd Laßwitz, den Pionier der deutschsprachigen Science-Fiction in der Wilhelminischen Zeit, der in Gotha Zuflucht vor preußischen Repressionen suchte. In seinem Roman »Auf zwei Planeten« von 1897 entwarf er eine Ethik der Begegnung zwischen ungleichen Zivilisationen, zwischen

irdischer und außerirdischer – ein Gedankenexperiment gegen den Geist des Drills und der Uniform, der damals den »preußischen Charakter« prägte. In seinen Texten sagte er technische Entwicklungen voraus, die erst Jahrzehnte später Realität wurden. Seine Raumschiffe verwendeten antigravitative Antriebe und flogen trotzdem auf realistischen Orbitalverläufen – eine technische Präzision, die Raketenpioniere wie Wernher von Braun beeinflusste.

Thüringen ist nicht nur eine Landschaft großer Namen; es war und muss bleiben auch ein Zufluchtsraum für frei denkende Menschen, die andernorts unter politischen Druck geraten. Laßwitz schrieb an einem Ort, der es erlaubte, anders zu denken: selbstironisch, spekulativ, wenig patriotisch. Solche topografischen Zufluchten des Geistes brauchen wir auch heute: Orte, an denen wir den Imperativen der Gegenwart ungemütliche Fragen entgegenstellen dürfen.

Wenn ich Thüringen als Zufluchtsort und als Ort der Mahnung in einem Atemzug nenne, dann deshalb, weil ich hier beide Erfahrungen für untrennbar halte. Thüringen ist in der deutschen Vorstellungswelt ein historisch verdichteter Begriff, er lässt sich vielleicht am besten in einem Bild erfassen: die sogenannte Goethe-Eiche im Lagergelände Buchenwald – ob man sie als Symbol überhöht oder nüchtern als Baum betrachtet – sie erinnert uns daran, dass Kultur keinen Zauberschutz errichtet. Es gibt keinen Bannkreis um Theater und Bibliothek. Es gibt nur Menschen, die jeden Tag neu entscheiden, was sie als möglich, als richtig, als gut anerkennen. Und es gibt Texte, die ihnen helfen können, diese Entscheidungen wacher zu treffen.

Kann Literatur vor Barbarei schützen? Die bittere Wahrheit ist: Literatur, Kultur generell, immunisiert nicht automatisch gegen Unmenschlichkeit. SS-Offiziere lasen abends Goethe und mordeten tagsüber. Bildung allein reicht nicht. Aber ohne literarische Bildung, ohne die Schulung der Empathie und des differenzierten Denkens, wird Barbarei noch

wahrscheinlicher. »Weimar« und »Buchenwald« – zwei Wörter, die in einem Atemzug sofort ein Spannungsfeld aufbauen, Orte in Sichtweite voneinander entfernt, die wir zugleich mit Humanität und systematischer Entmenschlichung assoziieren. Diese Nähe ist kein Zufall der Geographie, sie ist eine Art utopischer Prüfstein, wenn dieser Begriff diesen Extremen überhaupt gerecht wird. Systematische Entmenschlichung gab es überall in Deutschland, in Europa, die gibt es leider heute noch. Aber damals hier? Nach diesen humanistischen Höchstleistungen, nach diesen pulsierenden Zeiten in Thüringen, in denen in der Literatur, Musik, Philosophie, Poesie, Naturwissenschaft neue Weltstandards gesetzt wurden? Wer hier von Bildung spricht, muss das Wort so aussprechen, dass es den Wind vom Ettersberg noch in sich trägt.

Was mich als Schreibende aus Thüringen dazu verpflichtet, diese Spannung nicht zu ignorieren, sondern offen zu halten – nicht als Pose, sondern als Haltung. Denn die humanistischen Traditionen sind keine Versicherungspolicen. Sie sind Versprechen, die man täglich erneuern muss – in Schulen, in Redaktionen, in Parlamenten, in Familien, in Texten. Heute stehen wir in Thüringen wieder vor der Herausforderung, die Errungenschaften der Aufklärung gegen autoritäre Versuchungen zu verteidigen. In einem Bundesland, in dem eine rechtspopulistische Partei stärkste Kraft wird, in dem Komplexität durch Ressentiment ersetzt wird, hat Literatur eine besondere Verantwortung.

Als Schreibende aus Thüringen, in Thüringen erben wir eine Art Bundeslade, von der aus uns die Spannungen von Laßwitz' visionärem Liberalismus über die Weimarer Klassik, der Jenaer Romantik, die kritischen Stimmen der DDR-Literatur, der Nachwendeliteratur etc. erreichen. Wir stehen in der Nachfolge derer, die Thüringen zu einem Refugium für freie Geister machten, als die kleinen Duodezfürstentümer, wie sie spöttisch genannt wurden, Nischen für Andersdenkende boten, die anderswo keine Heimat fanden.

Unsere Aufgabe ist es, Literatur als Raum der Reflexion zu schaffen, als Übungsfeld für Empathie, als Labor für alternative Zukünfte. Wir müssen zeigen, dass die Welt komplizierter, aber nicht weniger verständlich ist, als Populisten behaupten. Wir müssen Geschichten erzählen, die Menschen zusammenführen, statt sie zu spalten. In einer Zeit, in der die Aufmerksamkeitsspanne exponentiell schrumpft, in der Algorithmen unsere Weltsicht filtern, in der die Versuchung wächst, aus Zeitmangel oder Trägheit einfache Antworten auf komplexe Fragen zu geben, brauchen wir die Literatur und das Lesen als kollektive Praxis mehr denn je. Ein Buch gibt uns, was uns Algorithmen niemals beibringen können: die Kunst der Empathie, die Schönheit der Mehrdeutigkeit und der Widersprüche, den Wert des langsamen Denkens und Verstehens.

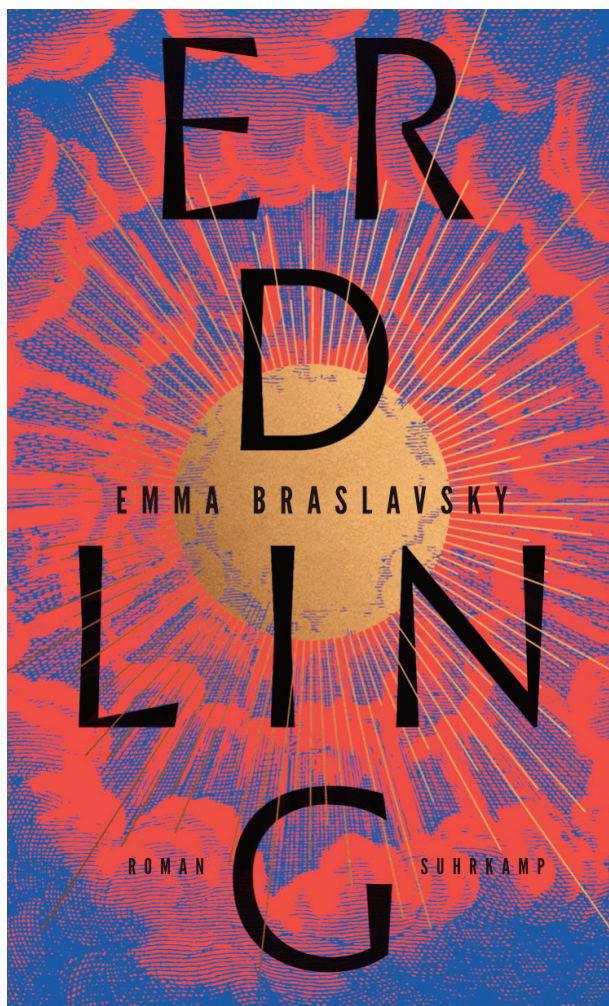
Ich bin dankbar für die Förderstruktur, die uns Schreibenden zugutekommt. Aber Literatur ist, wie ich eben beschrieben habe, ein Prozess, ein intimer und öffentlicher. Literatur braucht Öffentlichkeit und Rezeption zum Existieren und Wirken. Ohne die Lesenden wäre ein Text nur eine tote Buchstabenkette. Ohne meinen Verlag kämen meine Texte nicht an die lesende Öffentlichkeit, meine Texte wären nicht lebendig. Sie könnten niemanden inspirieren oder zur Verzweiflung bringen. Nach allem eben Gesagten, was die Literatur für eine Gesellschaft, für eine Kultur leisten muss, ist es eigentlich ein Wahnsinn, dass Bücher heute mehr denn je profitabhängig den Weg in den privaten Öffentlichkeitsraum finden müssen. Verlage sind Privatunternehmen. Wir unterwerfen eine tragende Säule unserer kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung dem Auf und Ab des Markts. Die Literaturgeschichte wird nicht in der Akademie geschrieben, sondern in den Programmsitzungen der Verlage und von den Literaturagenturen. Nach ihren kommerziellen Kriterien wird gewählt, welcher Text an die Öffentlichkeit kommt.

Dabei werden Theater, Filme und Hörspiele zu Recht öffentlich gefördert. Auch sie müssen sich auf die Literatur stützen, ohne die sie keine Geschichten erzählen könnten. Ich habe

heute zum Abschluss meiner Rede eine steile Hypothese mitgebracht: natürlich utopisch, wie es sich gehört. Sie mag für die eine oder den anderen zuerst anmaßend, vielleicht erschreckend klingen, aber vielleicht ist sie so oder anders eine Inspiration für ein Nachdenken über eine Lösung oder besser eine Rettung, wenn ich jetzt mal in die nähere Zukunft der Literatur und des Literaturbetriebs schaue.

Was wäre, wenn wir von jeder Zahlung des privaten Rundfunkbeitrags drei bis fünf Jahre lang 2,50 Euro abzweigen würden, um einen Verlagsfonds aufzubauen, der auf Stiftungsbasis die Programmplätze von Werken mitfinanziert, die man keinem Profitinteresse unterwerfen darf, weil sie nur langfristig gesellschaftliche Mehrwerte erwirtschaften, die ein Unternehmen nicht bilanzieren kann? Er könnte darüber hinaus auch die Feuilletons unterstützen, wieder anständige Honorare an kritisch denkende Menschen zu zahlen und sich als öffentlicher demokratischer Debatte Raum wieder neu zu erfinden und zu etablieren. Ein gesellschaftlich-geförderter Verlagsfonds hält für die Förderung der Grundlagen einer demokratischen Gesellschaft, der logistischen Seite der Literatur, der Veröffentlichung.

In diesem Sinne danke ich meinem Verlag Suhrkamp für die Unterstützung, meinem Mann Noam für sein kritisches Ohr und die Geduld mit mir, meiner Familie, meinen Freunden, ich danke all den Menschen, die ihre Zeit ins Lesen meiner Texte investiert haben, überhaupt den Menschen, denen Lesen und Literatur ein Lebensbedürfnis ist. Ich danke Jens Kirsten vom Thüringer Literaturrat für seinen unermüdlichen Einsatz. Ich danke Ihnen für die Ehre dieser Auszeichnung, für das Vertrauen und vor allem die Investitionen in die Literatur, die uns auch weiterhin zeigen soll, wie wir waren, wie wir sind, und wie wir werden könnten. Vielen Dank.



© Suhrkamp Verlag

Emma Erdling ist notorisch pleite. Nur dank der Unterstützung ihrer kinderlosen Großtante konnte sie sich als Privatdetektivin unter dem Pseudonym »Andreas von Erdling« im teuersten Viertel der Stadt selbstständig machen, auch wenn sie nie vorhatte, echte Fälle zu lösen. Stattdessen inszeniert sie ihr Leben als Soap einer knallharten, linksideologischen Ermittlerin in den sozialen Netzwerken, bis unvorhergesehene Ereignisse ihre gemütlich eingerichtete Existenz erschüttern und ein Shitstorm ihr virtuelles Dasein vernichtet. Doch schon tags darauf soll sie ihren ersten, wenngleich unlösbar scheinenden Auftrag übernehmen: Oskar Lafontaine sucht ihr Büro auf. Seine Frau sei entführt worden, von Außerirdischen, er wolle sie zurück, Geld spiele keine Rolle.

Die Suche nach der entführten Sahra Wagenknecht entpuppt sich bald als Reise in ein verdrängtes Bewusstsein, zu Teilen einer Identität, die Emma Erdling zu Beginn der Geschichte so fern war wie eine Galaxie jenseits der Milchstraße. Zugleich nimmt uns der Roman mit auf eine Odyssee zu den hellen und dunklen Mächten deutscher Geschichte, bis hinaus ins Weltall, alle Grenzen von Zeit und Raum mühelos überschreitend.

(Klappentext des Suhrkamp Verlags)

Impressum

Thüringer Literaturrat e. V.
c/o Werkbank Weimar
Schubertstraße 10
99423 Weimar
Tel.: 03643-90 87 75 1
E-Mail: thueringer-literaturrat@gmx.de
www.thueringer-literaturrat.de
www.literaturland-thueringen.de
Redaktion: Lisanne Dörner, Jens Kirsten
Redaktionsschluss: 11. September 2025.